

Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 40

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

6. Oktober

== In den Lauben. ==

Don Fritz Schmidlin.

Nachts.

Zwölf. Die dumpfen Schläge hallen
Durch die leeren Laubenbogen,
Dröhnen, rauschen, widerhallen,
Bis sie auseinanderwogen.

Sie verklingen in der Ferne.
Still. Ich lausche. Tiefes Schweigen.
In den Strahlen der Laterne
Tanzen Salter ihre Reigen.

Alles ruht. Oft nur verstohlen
Rauscht ein Wind. Kaum ist's zu hören,
Und ich geh auf leisen Sohlen,
Will den sanften Schlaf nicht stören.

Einer Unbekannten.

Das ist so fremd und sonderbar:
Wir beide suchen unser Glück,
Wir gehen hin und gehn zurück,
Wir suchen uns in jeder Schar;

Und stets ist unsre Freude neu,
Wenn wir im Strom vorübergehn
Und wagen doch nicht, aufzusehn
Und gehen ohne Gruß vorbei.

Das ist so seltsam: Alles trägt.
Wir wandern fort und keines spricht,
Daß nicht der wehe Zauber bricht,
Der über unsern Herzen liegt.

□ □ Er und Sie und Das Paradies. □ □

26

Roman von Lisa Wenger.

Das Gartenhaus lag schweigend im Schnee. Auf allen den Efeublätter lagen die weichen Kloden und glitzerten. Viele Spuren von kleinen und großen Füßen liefen hin und her. Es hing eine Flocke von kostbarem Pelz an den Dornen eines Rosenzweiges. Etelka Hillern sei dagewesen und habe nach dem Herrn Born gefragt, hatte der Diener im Vorderhaus gemeldet.

Sie wurde Martin unangenehm mit ihrer Anbetung. Ueberall lief sie ihm in den Weg, er traf sie, wo er auch hingehen mochte. Und sie war nicht die einzige, die sich zudringlich bemerkbar machte. Es war manches Briefchen in seiner Wohnung abgegeben worden, Zettelchen mit fast kindlicher Handschrift oder mit der unausgeglichenen des Badfisches, oder auch Briefe mit nervösen, eigenwilligen und flüchtigen Zügen. Und viele der Damen, die Lis aufsuchten, fragten nach dem Meister, baten, sein Musikzimmer sehen zu dürfen und berührten andächtig die Tasten, auf denen seine Finger geruht.

Aber Etelka Hiller ging weiter. Martin hatte es kaum

bemerkt, daß sie auf der Bühne bei jeder Gelegenheit ihn ins Gespräch zog, daß ihre Augen ihn verfolgten, die seinen suchten und feucht wurden, wenn er gleichgültig ihre Fragen beantwortete.

Die Damen neckten Martin ob seiner Eroberung, die Herren beneideten ihn. Aber Hellebeckes kühle Augen loderten nicht auf, denn er sah und wußte, daß Etelka Martin gleichgültig war. Auch liebte er sie nicht. Sie war ihm ein Zeitvertreib.

Lis aber triumphierte. Auch diese umschwärmte Schönheit, diese berühmte Sängerin vermochte es nicht, sie zu verdrängen.

Daß die Pelzflocke da hing und leise hin und her wogte, hätte Martin beinahe bestimmt, umzukehren, um der Hillern auch nach der Stunde nicht zu begegnen. Aber dann hätte seine Schülerin umsonst auf ihn gewartet, und das wollte er nicht.

Gute war schon da, als er kam. Auch jetzt war sie weiß gekleidet. Ein Kaschmirkleid mit kleinen goldenen

Rnöpfen schmückte sie. Eine feine goldene Kette lag um ihren Hals.

„Sie tragen ja doch Schmuck,“ sagte Martin.

„Das ist kein Schmuck. Das Kettchen hat mir meine Mutter gegeben,“ sagte Hate.

„Immer noch bedrückt es mich, daß Sie Lis so reich beschenkt haben,“ sagte Martin. „Aber ihr Glück ist so groß, wie mein Dank es ist. Jedesmal, wenn ich die weißblauen Steine sehe, denke ich an Sie und freue mich Ihrer Selbstlosigkeit und Güte.“

„Die Steine waren nicht blau,“ sagte Hate verwundert. „Und von Dank will ich nichts mehr wissen, sonst möchte es mich reuen, Ihre Frau erfreut zu haben.“ Martin sah Hate erstaunt an.

„Nicht blau? Doch, die Steine, die das Kettchen unterbrechen, sind blau.“

„Es war kein Kettchen,“ sagte Hate.

„Ein Kettchen und eine Nadel und eine Spange,“ sagte Martin. „Sie müssen viel Schmuck besitzen, um nicht mehr zu wissen, was Sie verschenkt haben.“

„Ich habe ein gutes Gedächtnis,“ sagte Hate langsam. „Aber lassen wir das. Es lohnt sich nicht.“ Martin antwortete nicht. Er begriff gar nicht, daß er sich so irren sollte. Wessen Schmuck trug Lis an jenem Abend? Er vermochte es aber nicht, diesen Fragen länger nachzugehen, denn alle seine Gedanken waren immer noch bei Sepp.

„Ich war heute nacht an einem Totenbett,“ sagte er. „Und ich bin noch ganz unter dem Eindruck von Größe und Entsetzen, den mir das Sterben meines alten Freundes gebracht.“

„Sagen Sie mir etwas von ihm,“ bat Hate.

„Er war Waldhüter. Er kannte jedes Tierlein im Wald, jeden Strauch, jede Blume. Er stellte Sammlungen von polierten Holzarten für die Gelehrten zusammen und irrte sich nie. Er schnitzte wie ein Künstler die merkwürdigsten Dinge in seine Stabellen und Truhen und war klug und gut und hat mich lieb gehabt.“ In Hates Augen standen Tränen.

„Warum haben Sie mir von diesem Mann nichts gesagt, als er noch lebte?“ fragte sie.

„Ich wußte nicht, daß Sie gerne von ihm hören wollten.“

„Das hätten Sie wissen sollen. Kennen Sie mich denn nicht?“ fragte sie mit großen Augen. „Und am Waldrand hat er gelebt? Sein ganzes Leben lang allein in seinem Häuschen? Wie schön.“ Hate legte die Fingerspitzen ihrer Hände zusammen. „Ich hätte bei seinem Sterben dabei sein mögen.“

„Oh nein,“ sagte Martin. „Sterben ist ein hartes Ding.“

„Ich habe meine Mutter sterben sehen, und das hat mich so still gemacht.“

„Sterben sehen macht einsam,“ sagte Martin. „Mir war heute morgen, als trennte mich eine Welt von den Frohen und Lachenden unten auf der Straße.“

„Es geht vorüber,“ sagte Hate. „So sind wir Menschen. Raum tritt ein Leid an uns heran, schaufeln wir Asche darüber, nur, daß es uns nicht länger schmerze.“

„Und daran tun wir recht,“ sagte Martin bestimmt.

„Denn wie sollten wir sonst das Leben ertragen?“ Er sah Hate an. Sie stand gegen das Fenster gelehnt. Der kleine, schön geformte Kopf hob sich scharf von dem blauen Himmel ab, der draußen glänzte. Sie sah mit ihren tiefen Augen zu ihm auf. „Darf ich Schuberts „Allerjeden“ singen? Die Uebungen nachher, bitte.“ Martin nickte. Sie sang ihr Totenlied. Martin sollte wissen, daß sie seinen Schmerz um den Freund teile, und er verstand sie.

„Im Frühling, wenn der Schnee geschmolzen ist, möchte ich das Häuschen sehen,“ sagte Hate, nachdem sie geendet. „Darf ich?“ Martin nickte. „Ich möchte wissen, wo Sie jung gewesen sind. Und ich möchte die geschnitzten Stühle sehen und die Sammlungen und alles.“

„Ich werde Sie einmal hinführen,“ sagte Martin. Da dankte sie ihm so warm, als hätte er ihr ein Geschenk gemacht.

Nach der Stunde gingen sie zusammen durch den Garten. Sorella saß am Fenster und nickte ihnen zu. Bianchi war fort, ein paar Tage zur Erholung im Tessin. Unter dem Torbogen trennten sich Hate und Martin. Er ging links, sie rechts die Straße entlang und keines sah dem andern nach. Hates Gedanken waren bei Martin, Martins Gedanken bei Lis.

Was war das? Was bedeutete das mit dem Schmuck? Er konnte sich nicht so gröblich geirrt haben. Lis hatte dreierlei Schmuck getragen, und darunter waren Saphire gewesen. Es wurde ihm plötzlich glühend heiß und eine große Angst legte sich ihm auf die Seele. War da ein Geheimnis? Nein, das konnte nicht sein. Irgend ein Irrtum war es, irgend etwas, das sich auflären würde, etwas, das ganz einfach war und nur verwirrt aussah. Etwas, das Lis mit Lachen ins richtige Geleise bringen würde. Aber er lief immer schneller. Sein Herz klopfte heftig und seine Gedanken haspelten verwirrt und angstvoll herum. Er sprang in Sägen die Treppe hinauf. Lis stand im Wohnzimmer, in dunkeln Samt gekleidet.

„Guten Tag, Martin,“ rief sie, als hätte sie ihn vor einer Stunde gesehen. „Du kommst von Sepp? Er sei sterbend, sagte mir die Lydia.“

„Er ist gestorben, Lis. Ich war die ganze Nacht bei ihm.“ Lis schlug die Augen nieder.

„Die ganze Nacht,“ sagte sie ihm mechanisch nach. „Die ganze Nacht?“

„Und du?“ fragte Martin.

„Ich habe es dir melden lassen. Das Pferd konnte nicht weiter. Wir übernachteten im Gasthaus.“

„Wer alles?“

„Oh, alle, die dabei waren.“ Martins Gedanken waren müde. „Nur noch eine Frage, Lis. Sind nicht an dem Halsband, das dir Hate von Andel schenkte, Saphire angebracht, kleine Saphire in Zwischenräumen?“ Lis wurde dunkelrot. Was bedeutete die Frage? Wußte Martin... ja, er wußte es. Ihr wurde beinahe schwarz vor den Augen.

„Woher hast du die Kette?“ fragte Martin beinahe Geratewohl. „Die Kette hat dir Hate nicht gegeben.“ Da ereignete sich etwas, auf das er nicht gefaßt war. Lis fiel ihm plötzlich um den Hals und weinte laut und küßte ihn und sagte, sie hätte sich so geschämt, ohne Schmuck unter allen den Damen zu sitzen, daß sie Mary gebeten

hätte, ihr ihren Schmuck zu leihen. Man würde es gar nicht merken . . .

„Also hast du mich belogen, Lis,“ rief Martin.

„Nein, das ist nicht gelogen,“ rief Lis heftig.

„Ich wollte es dir sagen. Als ich dir aber Hates Nadel zeigte, glaubtest du, es sei alles von ihr und ich ließ es dich glauben, weil ich mich schämte und weil ich dachte, daß es ja nur für das eine Mal sei . . .“

„Oh, Lis,“ sagte Martin. „Das hättest du nicht tun sollen. Du durftest nicht fremden Schmuck tragen und hättest mich nicht glauben lassen sollen, alles das sei Fräulein Hates Geschenk. Wie stehst du vor ihr da? Und mich hast du belogen, Lis.“ Sie weinte, den Kopf auf ihre Arme gelegt.

„Hast du dich denn nicht geschämt im Glanz der fremden Federn?“ fragte Martin. Da hob sie den Kopf.

„Ich hätte mich geschämt, wie eine Bettlerin an deinem Ehrentag dazustehen,“ sagte sie trozig. „Ich wußte ja nicht, daß Hate mich beschenken würde, und Mary lachte mich aus, daß ich ihre Sachen nicht tragen wollte, und schalt dich einen Schulmeister, daß du mich so gehen lässest.“

„Das bin ich wahrscheinlich,“ sagte Martin. „Du hast ihr doch alles zurückgegeben?“ Lis nickte.

„Natürlich, aber sie wird es mir wieder leihen.“

„Nie mehr,“ sagte Martin fest. „Lis, das mußt du mir versprechen, daß du nie mehr diese geliehenen Sachen trägst.“

„Das tun viele, aber was weißt du von der Welt,“ sagte Lis, und ihre Worte hatten einen starken Beigeschmack von Mißachtung. „Du bleibst ein Bauernbursch, magst du der größte Sänger der Welt sein.“ Sie war rot vor Zorn.

„Da hast du recht,“ sagte Martin. „Ich kann mich nicht anders machen.“ Sie antwortete nicht. Ein Buch in gelbem Umschlag lag da; sie nahm es auf und las darin. Das Mädchen hat zum Essen.

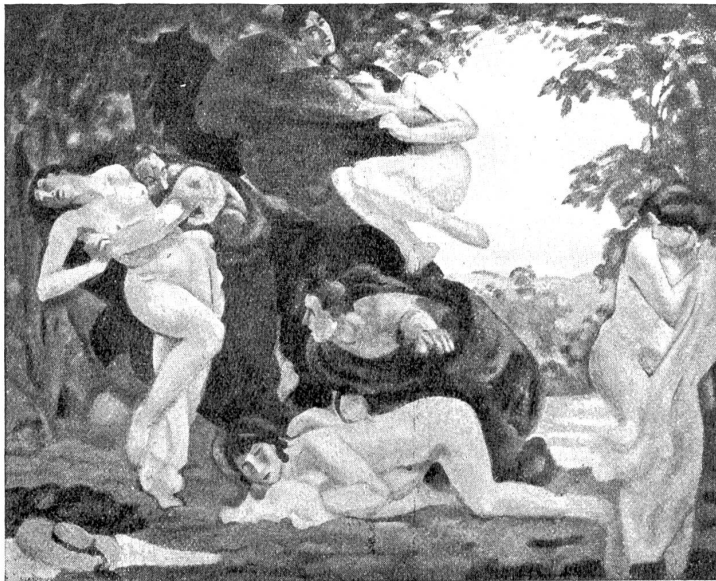
Schweigend aßen sie. Martin zürnte es sich, daß sich seine Gedanken am Tage nach Sepps Tod immer wieder zu Lis verirrt. Sie hat mich angelogen! Sie hat mich etwas glauben lassen, von dem sie wußte, daß es nicht wahr sei. Er war wie zerschlagen und fühlte sich sehr müde. Die schweren Gedanken gaukelten vor ihm hin und her, so sehr er auch darnach trachtete, sie zu verscheuchen. Lis lügt. Lis bespricht mit ihrer Freundin, wie sie mich täuschen könnte. Und warum? Um eines Schmuckes willen. Sie ist nicht mehr die Lis, die sie war. Eine packende Angst ließ ihn die Augen zu ihr erheben. Sie spielte mit dem Löffel, der vor ihrem Teller lag, und aß nicht.

„Lis,“ fragte er, „gelt, du hast dir nicht recht überlegt, was du tatest? Du wolltest mich nicht täuschen, der Augenblick nur gab es dir ein?“ Lis nickte.

„Ist das denn etwas so Schreckliches?“ fragte sie

„Vielleicht nicht, wenn eine andere es getan.“

Lis, du. Du brauchtest mich doch nicht zu belügen. Du bist doch ich. Meine eigene Seele und mein Herz, mein eigenes Kleinod, was brauchst du mich täuschen zu wollen?



Emil Cardinaux: Frauenraub. Das großangelegte Gemälde des vielseitigen Berner Künstlers erweckte an der diesjährigen Schweizerischen Kunstausstellung in Zürich lebhaftes Interesse und fand auch gleich einen Käufer (Fr. 3000). Cardinaux hat das vielbeliebte Thema mit großem Geschick behandelt; er hat es zu einer Bewegungsstudie großen Stils verwendet.

Ich muß an dich glauben können.“ Er ging zu ihr, beugte sich über sie und strich ihr über das Haar. Aber ungeduldig wehrte sie ihn ab.

„Sag' mir wenigstens, daß du den Schmuck nicht mehr tragen wirst,“ bat er.

„Nein, das sage ich nicht,“ rief Lis. „Und jetzt laß mich in Ruhe.“ Sie weinte wieder laut auf und lief in ihr Schlafzimmer. Martin nahm seinen Hut und ging ins Freie.

Er ging der steinernen Einfassung am See entlang, die Augen auf den Boden gerichtet. Ihm war, als sei, was er eben erlebt, nicht möglich. Wie hatte es denn kommen können, daß ein solcher Abgrund sich zwischen ihnen aufstaut? Lis liebte fremden Schmuck, Lis log ihn an um dieser Nichtigkeiten willen. Lis brachte es über sich, an drei verschiedenen Abenden mit dem geborgten Glanz zu prahlen. War sie denn so äußerlich, so hohl, so unwahr, daß ihr das möglich war? War sie zu schwach den Versuchungen der Stadt gegenüber? Oder entwickelte sie sich nach einer Seite hin, die im Dorf, im Schutz der kleinen Verhältnisse im Keim erstickt worden wäre? Er suchte nach einer Entschuldigung, nach einem Weg, auf dem er zu der Erkenntnis gekommen wäre, sie sei nicht so schuldig, wie es aussah. Aber es tat sich ihm keiner auf. Lis hatte gelogen. Und nicht nur einmal, drei ganze Abende lang. Sie hatte ihn wieder und wieder glauben lassen, er sei Hate van Andel so übergroßen Dank schuldig, daß dieser Dank eine Schuld geworden, wären die drei herrlichen Stücke alle von ihr gekommen.

Martin ging immer rascher und fand sich schon in dem Park, den eine weitherzige Frau der Stadt geschenkt. Auf jedem kleinen Flöcklein, das an den Büschen hing, flimmerte die Sonne. Weiß und hoch ballte sich der Schnee auf den Ästen, da und dort fiel er lautlos und langsam zur Erde. Noch war die weiße Fläche unberührt, kein Fuß hatte



Aus dem Schweizerischen Nationalpark: Blick ins Val Cluozza, dem leichtest erreichbaren Teil des Parkes; der schäumende Bach im Vordergrund ergießt sich in den Spöl.

sie überschritten. Kleine Vogelspuren liefen wie eine zackig gegliederte Kette über den Weg und bald danach folgten die runden Spuren einer Raqe, die sich dahin geschlichen haben mochte, um den Frieden des Vögelchens zu stören. Eiszapfen hingen spitz und wasserklar an einem kleinen Brunnen, an den sich ein Gänsemädchen lehnte, ihre bronzenen Tiere tränkend. Die Sonne verwandelte die Eistropfen in Diamanten und Hates Nadel fiel Martin wieder

einen weitbauchigen Krug. Sie weinte so, daß ihr die Tränen, die sie nicht trocknen konnte, über die Wangen auf ein graues Halstuch liefen. Martin blieb unwillkürlich ein paar Schritte vor ihr stehen, im Wunsch, ihr helfen zu können. Aber die Frau schüttelte den Kopf und senkte ihn dann. Jedes ging seinen Weg weiter. Allein, allein, auch diese Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im Schweizerischen Nationalpark.

Vor etwas mehr als einem Jahrzehnt wurde in der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft und besonders in der in ihrem Schoße im Jahre 1906 gegründeten Naturschutzkommission die Anregung laut, eine Großreservierung, einen schweizerischen Nationalpark, zu schaffen. Wenigstens in einem Gebiet unseres Vaterlandes sollte sich der ursprüngliche Naturzustand erhalten, die Schöpferkraft in Tier- und Pflanzenwelt ungehemmt entwickeln können, die verfolgte Tierwelt und namentlich die aussterbenden Arten ein Asyl finden, wo ihnen absoluter Schutz zuteil würde. Und schneller als man zu hoffen wagte wurde dank der finanziellen Mithilfe des Bundes und von Tausenden von begeisterten Naturfreunden das Projekt verwirklicht. Wir Schweizer können stolz sein auf unsere Totalreservierung, die in ihrer hehren Schönheit und Größe ihresgleichen nicht so bald findet. Heute umfaßt der Nationalpark ein Gebiet von 130 Quadratkilometern, das sich von Scans im Unterengadin über den Ofenberg bis ins Gebiet der Gemeinde Schuls zieht. Eine Vergrößerung durch Anschluß von Zwischenflüden ist geplant. Er umfaßt die Täler Trupchum (rechte Seite), Müschauns (ganz), Mela (rechte Talseite), Tantermozza, Cluozza, den Distrikt Praspöl und das wilde Val dell'Acqua, den Distrikt Schera, das Ofenberggebiet und im Scarltal die Seitentäler Tavrü, Foraz, Mingèr mit den Dolomitbergen Mingèr, Bisoc und Zuorì. Geplant ist der Anschluß des Val Plavna (Tarasp) und des Val

Rügli, wodurch der ganze Park vom Abschnitt von Scans bis zum Scarltal zusammenhängend würde. Für das jeßige Gebiet muß ein jährlicher Pachtzins von 30,000 Fr. bezahlt werden. Mehrere Parkwächter bewachen es und führen sorgfältig Buch über alle Veränderungen in Tier- und Pflanzenwelt. Es ist untersagt, das Naturleben im Reservationsgebiet in irgend einer Weise zu stören, insbesondere durch Sammeln von Pflanzen und Tieren aller Art. Das Bivakieren ist nicht gestattet, ebensowenig das Feueranzünden, das Mitführen von Hunden, Waffen, Botanischerbüchsen, Pflanzenpressen u. Das Parkgebiet ist ein herrlich schönes Alpenland, bedeckt von Tannen-, Arven-, Lärchen-, Föhrenwäldern, blumigen Wiesen in selten hunder Pracht. Die abgelegenen, selten besuchten Täler haben einen Teil ihres Urzustandes bewahrt. Wahre Urwälder trifft man da, die nie durchforstet wurden, in welchen zahlreiches Wild lebt, uralte Baumleichen vermodern, die mit ihren weißgeblichen Skeletten ein ergreifendes Memento sprechen. Und wenn man sich vergegenwärtigt, daß in diesen Tälern nun für immer jeder menschliche Eingriff verboten ist, kein Wald geschlagen, kein Gestein gebrochen wird, so wird man erst so recht der großartigen Schöpfung dieses Parkes in ihrer ganzen Bedeutung inne und dankt jenen Männern, die sich dafür verwendeten. Ein zweites Rütli wird unsern Nachkommen erstehen, ein Rütli der Natur.

Gegenwärtig darf der Nationalpark ohne Ausweis des